Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 434. **Mittwoch** den 26. August 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. August.

Berliner Bürger erlassen, so schreibt uns unser ♃-Correspondent, einen **Aufruf zur würdigen Begehung des 100. Geburtstages Kaiser Wilhelm's I.** am 22. März 1897. Es soll im Anschluß an die Enthüllung des Nationaldenkmals an der Schloßfreiheit ein historischer Festzug, an welchem sich die gesammte Bürgerschaft betheiligen soll, stattfinden; ferner sind Festgottesdienste, Schulfeiern, öffentliche Militairconcerte an verschiedenen Plätzen der Stadt, öffentliche Speisungen, Kinderfeste, Festvorstellungen, Festversammlungen, Illumination, sowie ein imposanter Fackelzug der Vereine geplant. Einheitliche Feierlichkeiten, so heißt es weiter, werden an allen deutschen Orten veranlaßt. Eine Berliner Zeitung macht zunächst Bedenken gegen die „Veranlassung von Berlin aus" geltend. Solche „Veranlassung" könnte mißverstanden werden und verstimmen. „Einheitlichkeit" der Feier sei nicht nöthig, man solle jedes Dorf und jede Stadt feiern lassen, wie sie könnten und wollten. Diesen Einwendungen läßt sich die grundsätzliche Berechtigung nicht absprechen, praktisch haben sie keine Bedeutung, da die Berliner Bürgerschaft nicht den geringsten Einfluß in nationalen Dingen auf das Land ausübt, und wenn sie eine würdige Feier des Gedenktages des Kaisers Wilhelm zu Stande bringt, zum ersten Male seit langer Zeit sich nicht im Gegensatz zu der Mehrheit der Bevölkerung des deutschen Reiches befinden wird. Interesse wird man aber dem Berliner Vorhaben auch außerhalb der Stadt entgegenbringen, ist es doch die Reichshauptstadt, die das Andenken des unvergleichlichen Herrschers ehren will, und sollen die Veranstaltungen doch im Anschlusse an die Einweihung des von der ganzen Nation errichteten Denkmals stattfinden. Dieses natürliche Interesse verleiht auch ein Recht, zu den Einzelheiten der geplanten Feier Bemerkungen zu machen. Das oben mitgetheilte Programm erscheint uns nicht als durchweg einem richtigen Gefühle entsprungen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Fürst Bismarck, als er sich von dem Comité als Ehrenmitglied gewinnen ließ, dadurch nur dem Gedanken der Feier, nicht aber jeder Einzelheit der geplanten Ausführung seine Billigung bekunden wollte. Musik auf den Plätzen, Festvorstellungen, Illumination, Festzug — das sind Unternehmungen, die einem Tage **ungemischter Freude vorbehalten bleiben** sollten. Ein solcher ist der Geburtstag des treuen Kaisers nicht, sondern ein Tag tiefernster Erinnerungen. Wilhelm I. hat — Dank sei dafür dem Schicksal — so lange gelebt und gewirkt, daß sein hundertster Geburtstag die Nation noch im frischen Schmerze um seinen Hingang findet. Er wird unvergessen bleiben, so lange Deutsche athmen, aber dereinst wird sich die Erinnerung seines Volkes in der reinen Freude, daß er uns gelebt, erschöpfen. Dahin sind wir noch nicht gelangt. Wir vermissen den guten alten Kaiser noch zu schwer, als daß wir über seine Geburt seinen Tod vergessen könnten. Darum: keine rauschenden Lustbarkeiten an dem Tage ernster Weihe!

Die **Kundgebung des „Reichsanz."** wird auch heute noch in der Presse erörtert. Von den klerikalen Organen sagt die „Germania":

„Das ist die That, welche wir heute und in den letzten Tagen, in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der Presse, für das beste Mittel erklärten, um den an die sonderbare Erklärung des Reichsanzeigers über den Rücktritt des Kriegsministers geknüpften Erörterungen über einen Sieg des unverantwortlichen Militaircabinets über das verantwortliche Kriegsministerium und über den bevorstehenden Rücktritt des Reichskanzlers Fürsten von Hohenlohe ein Ende zu bereiten oder ihnen wenigstens die Spitze abzubrechen. Die neueste Kundgebung des „Reichsanzeigers", die in derselben Form und an derselben Stelle erscheint, wie die vorige, ist offenbar dazu bestimmt und auch geeignet, den üblen Eindruck der Letzteren in etwas zu verwischen, um so mehr, als der Wortlaut derselben ziemlich klar andeutet, in wessen Namen und Auftrag derselbe erfolgt ist, obschon sie mit Namen nicht unterzeichnet ist. Wäre diese Erklärung statt der vorausgegangenen erfolgt, so wäre der öffentlichen Meinung ein gut Theil Beunruhigung erspart geblieben."

Hocherfreut sind die **süddeutschen** Blätter. Die Münchener „Allg. Ztg." meint:

„Die Beseitigung, welche die Position des Fürsten zu Hohenlohe erfährt, wird besonders warm im deutschen Süden begrüßt, wo man die, klug und aufrichtig zugleich, vermittelnde Thätigkeit des Reichskanzlers gerade auch in den inneren Fragen ihrem vollen Werthe nach zu schätzen weiß."

Sehr optimistisch faßt der „**Schwäb. Mercur**" die politische Lage auf, indem er schreibt:

„Endlich können die erregten Erörterungen, die der Rücktritt des Kriegsministers General v. Schellendorff hervorgerufen hatte, auf der ganzen Linie verstummen. Die Beruhigung durch Thaten, die nach dem verfehlten Beschwichtigungsversuch des „Reichsanz." in den Blättern laut verlangt wurde, ist nun gegeben, indem wegen der baldigen Vorlegung einer neuen Militairstrafproceßordnung in der bündigsten Form und von der maßgebendsten Stelle eine alle Zweifel erstickende Kundgebung ergangen ist."

Die „**Nordd. Allg. Ztg.**" verharrt nach wie vor im Schweigen, nur zum Abdruck der Rede des Reichskanzlers vom 18. Mai d. J. hat sie sich aufgerafft. Dagegen nimmt die „**Kreuzztg.**" folgendermaßen das Wort:

„Wir haben wiederholt darauf verwiesen, daß von einer Kanzlerkrisis zunächst gar nicht die Rede sein könne, da all die Preß- und sonstigen Erzeugnisse, die von einer Zurückstellung der vom Reichskanzler angekündigten Militairstrafproceßordnung wissen wollten, einfach in das Reich der Fabel gehörten. Ein anderer Grund für den Rücktritt des Fürsten Hohenlohe konnte aber gar nicht in Frage kommen, um so weniger, als der Fürst gerade neuerdings einer besonders guten Gesundheit sich zu erfreuen hat und dementsprechend entschlossen ist, dem Vaterlande auch fernerhin seine Kräfte zur Verfügung zu stellen. Die Erklärung des „Reichsanzeigers" wird also auch denen das Handwerk legen, die es für ihre erste Aufgabe hielten, das Volk dauernd durch die Ankündigung naher Krisen zu beunruhigen, und das ist gewiß erfreulich."

Die Hoffnung der „Kreuzztg.", den Krisenpropheten sei jetzt das Handwerk gelegt, halten wir für unbegründet. Im Augenblicke zwar hat die Sensationspresse die Sprache vollständig verloren; sie wird nach ein paar Tagen durch desto lauteres Schreien den Beweis liefern, daß sie auch durch die empfindlichste Lection sich nicht abhalten läßt, in ihrem Berufe thätig zu sein.

Zum **Zarenbesuch in Breslau** wird der „Pol. Corr." aus Petersburg, 22. August geschrieben:

In den Betrachtungen der Presse, und zwar der russischen sowohl wie der auswärtigen, über die bevorstehenden Besuche des russischen Kaiserpaares im Auslande ist häufig eine gewisse Einseitigkeit zu Tage getreten, indem man bald in der Reihenfolge dieser Besuche, bald in den dafür ausersehenen Orten das markanteste Moment dieser ganzen Reise erblicken zu sollen glaubte. So bildet der Umstand, daß Kaiser Nikolaus II. mit dem Kaiser Wilhelm II. in Breslau und nicht in Berlin zusammentreffen wird, das Object politischer Auslegung und einer lang ausgesponnenen Erörterung. Im Hinblick darauf sei nun festgestellt, daß der Zar bei dem Entwurfe seines Reiseplanes selbstverständlich den Besuch der deutschen Reichshauptstadt ins Auge gefaßt hatte. Die hierin eingetretene Aenderung ist lediglich darauf zurückzuführen, daß der deutsche Kaiser, der während jenes Zeitabschnittes, in dem der Besuch des Zaren erfolgen soll, den Manövern beiwohnen wird, in Petersburg die Bitte ausdrücken ließ, daß das Kaiserpaar nach Breslau kommen möge, wo sich auch die Gelegenheit bieten würde, den hohen Gästen ein interessantes militairisches Schauspiel vorzuführen. Begreiflicher Weise hat der Zar ohne Zaudern seine Bereitwilligkeit erklärt, diesem Wunsche Rechnung zu tragen. Angesichts dieses Verlaufes der Angelegenheit ist der Versuch, die Wahl Breslaus als Ort der Zusammenkunft der beiden Monarchen in politischem, und zwar in einem für Deutschland ungünstigen Sinne auszulegen, ganz haltlos und dem Besuche des Zaren in Deutschland kommt auch in diesem Falle ungeschmälert dieselbe Bedeutung zu, wie wenn er in Berlin stattfände.

Diese Version kommt zu spät, als daß man ihr Glauben beimessen könnte, auch ist die Sache von solcher Bedeutung, daß wir sie durch eine auf dem Umweg über Wien aus Petersburg in die Presse gelangte Nachricht nicht als erledigt ansehen könnten. Der Platz für eine derartige Aufklärung wäre die officiöse **deutsche** Presse gewesen. Was in dieser seiner Zeit zur Sache geäußert wurde, war vollständig belanglos.

Zu dem peinlichen Thema der **Befreiung der italienischen Gefangenen** aus den Händen Menelik's wird uns aus Rom, 25. August, gemeldet:

Die „Opinione" veröffentlicht einen Artikel über die Afrikafrage, in welchem sie hervorhebt, es sei **Geduld und Ruhe** nöthig, da die Verhandlungen wegen der **Befreiung der Gefangenen**, die ohne Demüthigung Italiens erfolgen müsse, voraussichtlich langwierig sein werden, umsomehr, als General Baratieri noch nicht abgereist sei. Bestenfalls könnten die Gefangenen im Januar eintreffen. Es wäre Wahnsinn, noch in diesem Jahre mit Tigre Krieg zu führen. Die **Möglichkeit des Krieges** sei nur dann discutirbar, wenn der Negus dadurch Italien demüthigen wollte, daß er für die Befreiung der Gefangenen **Entschädigung** verlangen würde. Das Land würde eher auf die Befreiung derselben verzichten, als Kriegsentschädigung zahlen. Wenn Menelik Entschädigung verlange, so möge er nach Rom kommen und sie holen. Das Blatt fordert das Land auf, mit **Würde und Ruhe die Befreiung der Gefangenen abzuwarten.**

Das sind eben so viel Phrasen wie Worte. Sie charakterisiren aufs Schärfste die Rathlosigkeit der regierenden Kreise in Rom und die Unfähigkeit des Ministeriums Rudini, das Prestige Italiens zu wahren, das Tausende seiner Söhne seit fast sechs Monaten in der Gefangenschaft schmachten sieht, nachdem sie auf afrikanischer Erde ihr Leben für die Ehre ihres Vaterlandes in die Schanze geschlagen. Wie haltlos die Lage ist, welche durch den Rückzug der Italiener aus Abessinien geschaffen worden, ergiebt sich schon daraus, daß nach der Bekanntgabe der Verlobung des italienischen Kronprinzen mit der Prinzessin Helene von Montenegro mit großer Bestimmtheit in italienischen Zeitungen wieder das Gerücht aufgetaucht ist, König Humbert wolle abdanken und die Herrschaft seinem Sohne übergeben. Als Ursache dieses Entschlusses werden die Unterhandlungen mit dem Negus Menelik angegeben und daran erinnert, der König habe aus seinem Entschlusse nie ein Geheimniß gemacht und dem Ministerpräsidenten Rudini bereits vor Monaten feierlichst und nachdrücklichst erklärt: „Einen Friedensvertrag mit dem Negus wird mein Sohn, wenn er will, unterschreiben — ich aber nicht!" Die „Tribuna", welche die Abdankungsgerüchte und diesen Entschluß des Königs bespricht, findet, daß derselbe vom Standpunct der Krone vollständig gerechtfertigt ist, weil es ganz unter der Würde des Königs und des Landes sein würde, den Sclavenhändler Menelik als gleichgestellten Souverain anzuerkennen und mit ihm wie pares cum paribus zu verhandeln. „Die Minister, welche derartige Rathschläge dem Könige von Italien geben, dürften sich — so schreibt die „Tribuna" — eine sehr große Verantwortung auf. König Humbert ist der Hüter des Edelsten, was das Volk hat, und der Bestrebungen für eine große Zukunft des Vaterlandes, und er will Beides nicht vernichten!" Das ist sehr zutreffend, nur hätte man es nicht dahin kommen lassen sollen, daß Menelik in die Lage versetzt wurde, dem König von Italien als ebenbürtiger Herrscher gegenüberzutreten.

Das in der **Kretafrage** von den **Botschaftern** der Mächte formulirte **Reformprogramm** basirt auf der von dem kretensischen National-Comité entworfenen Denkschrift, welche die Forderungen der christlichen Bevölkerung der Insel enthält, und ist mit Berücksichtigung des Gegen-Memoires der Muselmanen festgestellt worden. Die Denkschrift des National-Comités enthält bezüglich der in dem Botschafterprogramm enthaltenen Puncte folgende detaillirte Forderungen:

Der General-Gouverneur der Insel muß ein Christ sein und wird mit Zustimmung der Großmächte vom Sultan auf fünf Jahre ernannt. Er hat mit Bezug auf die von der National-Versammlung angenommenen Gesetze das Veto-Recht. Wenn der General-Gouverneur innerhalb zweier Monate nach Beitrag eines Gesetzes seine Genehmigung nicht verweigert hat, ist das betreffende Gesetz als giltig zu betrachten. Der General-Gouverneur hat das Recht, alle öffentlichen Functionäre, die nicht gewählt werden, und die Mannschaft der Gendarmerie zu ernennen und abzusetzen, nur sein Gehilfe wird vom Sultan ernannt. Die Hälfte der jährlichen Netto-Erträgnisse der Zolleingänge der Insel wird der kaiserlichen Staatscasse überwiesen. Dieses Netto-Erträgniß wird ein- für allemal gemäß den Zolleingängen der letzten fünf Jahre festgesetzt. Der Rest der Einnahmen der Insel aus allen directen und indirecten Abgaben wird für die Bedürfnisse der Localregierung verwendet, die mit der Einhebung sämmtlicher Steuern betraut ist und für die Kosten dieses Dienstes aufzukommen hat. Die Localregierung verwaltet demnach die Zollämter, den Post- und den Telegraphendienst der Insel. Die Zölle werden den in den übrigen Theilen des Reiches bestehenden Tarifen gemäß eingehoben. Die Aufrechterhaltung der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit auf der Insel, ferner die Ausführung der Urtheilssprüche der Gerichte, sowie der polizeilichen Verordnungen werden ausschließlich einer aus Einheimischen bestehenden Gendarmerie übertragen, welcher europäische Officiere (vom Hauptmannsrange bis zum Oberstenrange) beigegeben werden. Die Dauer des Dienstes der fremden Officiere soll zwei Jahre betragen. Für die Ausbildung einheimischer Officiere soll durch die Errichtung einer entsprechenden Militairschule gesorgt werden. Sobald die Gendarmerie organisirt ist, wird die reguläre Armee, welche auf die unerläßlich nothwendige Zahl herabzusetzen ist, in den befestigten Orten der Küste concentrirt werden, woselbst sie auf Befehl und Verantwortung des General-Gouverneurs auch bei dem Polizeidienste mitwirken kann. Im Falle ernster Störungen der Ordnung kann der General-Gouverneur auf Rath des Verwaltungsrathes und unter seiner Verantwortung die regulairen Truppen auch außerhalb der befestigten Plätze verwenden. Die **Bengazis**, welche an den Massacres theilgenommen haben, ferner jene Bengazis, welche nicht ein unbewegliches Vermögen von mindestens 10 000 Piastern besitzen, werden aus Kreta ausgewiesen. In Zukunft ist die Ansiedelung von Bengazis auf der Insel überhaupt untersagt.

Wie bereits angedeutet, dürften diese Forderungen der Christen durch das Gegen-Memoire der kretensischen Musel-

---

Feuilleton.

Sühne.

12] Roman von E. Halden.

Nachdruck verboten.

„Ja, ich sehe Alles ein, aber Sie haben früher oft gesagt, jenes Leiden schien aus einem bedrückten Gemüth entstanden zu sein", sagte Melanie leise, während an der Tafel um sie herum gelacht und gescherzt wurde.

„Der Arzt sucht die Ursache zu erforschen, aber es gelang mir nicht", antwortete er.

„Mein Gatte arbeitet zu viel; er empfindet jeden fremden Kummer mit, und dadurch reibt er sich auf", klagte die junge Frau. „Sie müssen öfter nach Wildburg kommen, Sie besitzen sein Vertrauen, und ohne daß er es ahnt, beobachten Sie ihn und geben Sie mir die Verhaltungsmaßregeln, für deren Ausführung ich sorgen will."

„So schließen wir ein heimliches Schutz- und Trutzbündniß, gnädige Frau", sagte der Arzt lächelnd, „mehr zu Ihrer Beruhigung als aus Nothwendigkeit; überanstrengte Nerven und was mit ihnen zusammenhängt, sind leider eine Bürde, die kein Arzt unseren leitenden Staatsmännern abnehmen kann. Das beste Heilmittel, Ruhe und Stille, Abkehr von den Geschäften, ist leider dasjenige, wovon sie am wenigsten Gebrauch machen."

Melanie seufzte und brach das Gespräch ab, um sich nun wieder ihren anderen Gästen zuzuwenden, und bald befand sie sich im Mittelpunct der Unterhaltung. Der herrliche Abend lockte die Gesellschaft ins Freie, man promenirte zu Zweien oder in größeren Gruppen im Park, dessen Schönheiten im Schimmer des aufgehenden Mondes in zauberhafter Weise zur Geltung kamen. Jetzt konnten die beiden Liebenden sich endlich ungestört sprechen.

„Du Böser", schmollte Erna, „Du hattest kaum einen Blick für mich."

„Ich fürchtete stets, unser Geheimniß zu verrathen."

„Ach, ich glaube, da ist die Gefahr nicht groß. Meine Geschwister würden uns nie argwöhnen", sagte Erna.

„Das empfinde ich eben als Vorwurf", erwiderte der Arzt ernst. „Es bleibt ein Vertrauensbruch, zu dem ich Dich verleite und den ich selbst begehe."

„Es ist ja nur vorübergehend", tröstete Erna, „die Zeit wird nicht allzu fern sein, in der Du frei und offen um mich wirbst. Was macht Dein Buch? Ist es bald fertig? Ich knüpfe so große Hoffnungen daran."

„Ich auch, aber es wird trotz der eifrigsten Arbeit noch Monate zu seiner Vollendung nöthig haben."

„Und Du denkst gewiß immer daran", rief Erna. „Wie Du heute ankamst, sah ich es auch Deinem Gesicht an, wie Du in tiefes Sinnen versunken warst. Nicht einen Blick hattest Du für mich, die ich schon so lange auf Dich wartete, und doch war der Spalt der Vorhänge groß genug, um mich zu gewahren."

„Wie konnte ich eine Ahnung von Deiner Gegenwart haben, mein süßes Lieb? Verlor ich nicht selbst dadurch am meisten, daß ich Deinen Gruß einbüßte?" fragte der Arzt zärtlich. „Aber bekennen will ich Dir doch, daß Du richtig in meinen Zügen gelesen hast; mich beschäftigte eine Wahrnehmung, die mich für den Augenblick ganz in Anspruch nahm, wenn auch in anderer Weise, als Du glaubst."

„Darf ich es denn wissen?" fragte Erna gespannt.

„Natürlich, denn zwischen uns Beiden giebt es kein Geheimniß mehr, und was den Einen betrifft, das berührt auch den Andern. Sieh, das Wappenschild über dem Portal machte mir einen so seltsam bekannten Eindruck."

Erna fing herzlich zu lachen an. „Wenn es weiter nichts war!" rief sie mit mädchenhaftem Uebermuth, wie sie ihn sonst nie gezeigt hatte, „das glaube ich wohl; in den langen Jahren unseres Verkehrs mußt Du doch oft Gelegenheit gehabt haben, unser Wappen zu sehen."

„Ich muß gestehen, daß ich sehr wenig darauf geachtet habe", gestand Doctor Blanden, „erst heut betrachtete ich es genauer, und auf dem Silber, wie auf dem Porzellan, und wo ich es sonst fand, war es doch ganz anders."

„Ach so, das ist leicht zu erklären; wir führen gewöhnlich nur das eine Wappenfeld mit dem Bärenkopf; das Wappen über dem Hauptportal ist dasjenige der ganzen Herrschaft und nur das Familienhaupt und der Majoratserbe sind zu seinem Gebrauche berechtigt. Daher hast Du es noch nicht so vollständig gesehen. Bist Du nun befriedigt, Du wißbegieriger Heraldiker?"

„Ich nehme dankbar die weise Belehrung an, aber es giebt noch etwas Merkwürdiges, das mir unerklärlich bleibt. Ich besitze nämlich dieses Wappen selbst, es ist das Vermächtniß meiner Mutter, ein goldenes Medaillon, auf dem es eingravirt ist; innen enthält es eine blonde Haarlocke!"

„Wie wunderbar!" rief Erna aus. „Solltest Du in irgend einer Beziehung zu unserer Familie stehen?"

„Ich kann es mir kaum denken, und dennoch will mich die Idee nicht verlassen, daß ich hier die erste Spur des Räthsels meiner Herkunft fand, das ich bis jetzt vergebens zu lösen strebte."

„Ist das Medaillon ein altes Erbstück, das vielleicht verschenkt wurde und so durch die Hände mehrerer Besitzer ging?" fragte Erna.

„Das glaube ich nicht, es ist modern, aber ich will es genau prüfen, wenn ich nach Hause komme, und es zur Vergleichung bei meiner Wiederkehr mitbringen. Ein erfahrener Juwelier soll mir seine Ansicht über Zeit und Art der Anfertigung sagen, wenn er es kann, und dann will ich weiter forschen."

Im Eifer des Gesprächs hatten sie den Flug der Zeit ganz übersehen, jetzt erinnerten sie sich daran und eilten dem Schlosse zu, wo sie im Gartensaale die ganze Gesellschaft versammelt fanden. Melanie hatte ihre Abwesenheit längst bemerkt, es aber in ihrer klugen Weise vermieden, durch eine Frage die Aufmerksamkeit auch nur eines Dieners darauf zu lenken. Eine plötzliche Klarheit durchzuckte sie, hier lag das Verständniß für Erna's Verhalten, sie liebte den jungen Arzt! Wie konnte ihr, der erfahrenen Frau, diese Neigung so lange ein Geheimniß bleiben! War es nicht natürlich, daß sich zwei junge, gleichgestimmte Menschen, die so viel und so oft mit einander in Berührung kamen, näherten und sich lieb gewannen?! Sie hatte nie an diese Gefahr gedacht, denn bei all' ihrer Liebenswürdigkeit war sie eine sehr stolze Frau, und sie hätte es für sich selbst unmöglich gehalten, je eine Wahl zu treffen, deren Gegenstand ihr nicht ebenbürtig durch Rang und Geburt gewesen, und so hatte sie auch für Erna stets nur solche Bewerber im Auge gehabt, die auf gleicher Stufe mit ihr standen. Sie achtete den jungen Arzt sehr hoch, sie schätzte sein Wissen, sie glaubte an seine Zukunft — aber der geeignete Lebensgefährte für Erna von Wildburg war er ihr doch nicht, und sie wußte, daß ihr Gatte in diesem Punct noch strenger als sie urtheilen und daß er unbeugsam sein würde. So sah sie in ihrer Entdeckung nur ein Unglück, das Erna Leid und ihnen Allen Kämpfe bereiten und schließlich mit herber Entsagung enden würde, und sie beschloß, Alles aufzubieten, um die beiden Liebenden zu trennen und auseinanderzuhalten.

So sagte sie nichts, als Beide mit anscheinender Unbefangenheit zu ihr traten, aber Erna fühlte doch, wie beobachtend der Blick ihrer Schwägerin ihr folgte, und in der Weise, wie die Schloßfrau den Arzt am Abend verabschiedete, lag nicht die freundschaftliche Vertraulichkeit, die sie ihm sonst bewiesen hatte, sondern eine leise Beimischung von hochmüthiger Kälte.

Als Melanie sich in ihr Zimmer zurückgezogen, saß sie noch lange und dachte über ihre Vermuthung, die eigentlich Gewißheit war, nach. Das laute Schlagen der Uhr, die die Mitternachtsstunde verkündete, schreckte sie erst aus ihrem Sinnen auf und lenkte ihre Gedanken wieder auf ihren Gatten, den sie noch immer vergeblich erwartete. Sie erhob sich und schlich leise zu seiner Thür; dahinter vernahm sie seinen ruhelosen Schritt, der ununterbrochen auf- und abwandelte. Sie wagte nicht zu klopfen oder zu rufen, und so kehrte sie nach langem, bangem Harren in ihr Gemach zurück, um sorgen- und angstvoll ihr peinliches Warten fortzusetzen.

Träge und langsam schlichen die Stunden der Nacht an ihr vorüber, bald glitt sie wie ein Geist durch die Gänge des Schlosses, um an jener Thür zu horchen und immer dasselbe Geräusch zu vernehmen, bald saß sie in ihrem Zimmer mit gefalteten Händen und ihre Lippen flüsterten leise Bitten um Abwehr des Unheils, dessen dunkle Schwingen sie herannahen fühlte. Einmal trieb es sie zu ihren Kindern; beide schlummerten friedlich, und Frau Brandt richtete sich verwundert in ihrem Bette auf und wußte sich den seltsamen Besuch nicht zu deuten.

„Ein böser Traum hat mich erschreckt", sagte die Mutter erklärend, „und ich konnte nicht einschlafen, bis ich meine Lieblinge gesund und rosig vor mir sah."

„Gnädige Frau werden sich erkälten, Sie sehen ganz erfroren aus, und Sie sind ja eiskalt und zittern am ganzen Körper", sagte die alte Frau, und was auch Melanie dagegen sagte, ließ sie es sich nicht nehmen, aufzustehen und sie in ein großes, warmes Tuch einzuhüllen.

Melanie beugte sich über Edith und küßte sie auf die Stirn; am Bett ihres Knaben aber blieb sie sitzen, und wie er so da lag, ein Bild der Gesundheit, so schön und kräftig, da war es ihr doch, als lauere hinter ihm das Gespenst jenes Fluches, der auf dem Erben von Wildburg lasten sollte, und die düsteren Worte ihres Gatten von Schuld und Sühne wichen nicht aus ihrem Sinn.

Endlich erhob sie sich, eine leise Hoffnung im Herzen; aber sie fand ihr Schlafzimmer noch immer leer, und so trieb sie die Angst zu Albrecht. Sie klopfte an seine Thür, immer lauter, weil sie glaubte, er hätte sie in seiner rastlosen Wanderung nicht gehört, nun rüttelte sie an dem Schloß,

SLUB
Wir führen Wissen.